

A. C. KRUG

DIE TOTE
AUS DER
ARAWALI-HÖHLE

A. C. Krug

Die Tote aus der Arawali-Höhle

Eine rätselhafte Geschichte

Aus: A. C. Krug, Heinrich Jaspers Heimkehr und
andere Novellen, Richard Balz Verlag, Berlin-
Zehlendorf, [o. J.],

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkription von Lars Dangel

Die Tote aus der Arawali-Höhle

Im Sommer 1900 weilte ich in Paris. Die Weltausstellung hatte dort zahllose Besucher aus aller Herren Länder zusammengeführt. Ich saß in einem Café am Boulevard, schlürfte meine Eislimonade — es war ein heißer Julitag — und betrachtete das bewegte Straßenleben vor mir. Da wurde ich plötzlich aus meinem Schauen aufgestört durch einen alten Herren mit langem, weißem Bart, der fragte, ob er sich an meinen Tisch setzen dürfte. Da die übrigen Plätze sämtlich besetzt waren, so fand ich das begreiflich und bat ihn, Platz zu nehmen. Der alte Herr, der eine Zigarette rauchend, schweigend, in ernstem Sinnen vor sich hinblickte, begann mich bald zu fesseln.

Er hatte etwas in seinem Gesicht, das mich, ich weiß nicht warum, anzog, und so knüpfte ich denn eine Unterhaltung mit ihm an, auf die er nach anfänglicher Zurückhaltung schließlich einging, als er merkte, dass auch ich Manches von der Welt gesehen hatte. Ich kam unter anderem dazu, einige Bemerkungen über Indien zu machen und erwähnte bei dieser Gelegenheit auch das wilde Bergland von

Arawali, von dem ich unlängst gerade allerlei gelesen hatte, was mich fesselte. Bei der Nennung dieses Namens fuhr mein Gegenüber zusammen und sah mich mit einem langen, fast misstrauischen Blick an. Ich fragte, darüber verwundert, ob ihn diese weltentlegene Gegend denn besonders interessiere und erhielt nach einer kleinen Pause die zögernd gegebene Antwort, dass er selber dort gewesen sei. Und so kam es, dass mein neuer Bekannter mir schließlich eine seltsame Geschichte erzählte, über die er sonst zu niemandem zu sprechen pflegte.

Er war — wie er mir mitteilte, ohne seinen Namen zu nennen — ein Maler, der in seiner Jugend als ein aufsteigendes Talent Beachtung fand. So war ihm denn auch das Glück zuteil geworden, an einer wissenschaftlichen Orientreise teilzunehmen. Gegen den Schluss der Expedition, die sich reich an wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbeute erwies, war man auch in das unwirtliche Bergland von Arawali gekommen, das mit seinen wild zerklüfteten Bergen, Schluchten und reißenden Gebirgsbächen den Reisenden manche Mühseligkeiten schuf.

An einem Abend war man in einem engen Felstal von einem orkanartigen Sturm überfallen worden, doch war es der Gesellschaft gelungen, sich in eine versteckte Höhle zu retten, die einem der

eingeborenen Führer in einer nahegelegenen Schlucht bekannt war. Hier brachte man die Nacht zu. Der Aufenthalt war zwar nicht angenehm, denn eine eisige, trockene Luft lagert in dieser Berghöhle, und der Sturm, der den Rauch eines anfangs entfachten Feuers mit wilder Gewalt in das Innere des Raumes zurückjagte, zwang die Reisenden, das Feuer wieder zu löschen. Dennoch war das Verweilen an diesem Orte nicht wertlos für die Expedition. Es stellte sich heraus, dass der Teil des Berges, in dessen Inneren man lagerte, aus einer Gesteinsart bestand, die sich nur selten in einer solchen mächtigen Schicht in andere Steinmassen eingesprengt findet und die Eigentümlichkeit besitzt, in ihr eingeschlossene organische Körper in hohem Grade vor der Verwesung zu schützen.

»Wir sollten«, so erzählte der Maler, »bald selber Gelegenheit haben, uns von der wunderbaren Gabe dieses Gesteins auf die seltsamste Art zu überzeugen.

Als der Tag angebrochen war, die Macht des Sturmes sich aber noch nicht gelegt hatte, begannen wir, uns näher in unserem Asyl umzusehen. Mit Blendlaternen leuchteten wir den Hintergrund der Höhle ab. Sie verengte sich zu einem schmalen Gang, der von Geröll verschüttet war. Es erschien uns ziemlich wahrscheinlich, dass die Spalte dahinter noch

weiter in das Innere des Berges hineinführte und nur durch einen Bergsturz in alter Zeit verschüttet war.

Wir machten uns deshalb an die Arbeit, das Geröll zu beseitigen und uns einen Eingang in die von uns vermutete Fortsetzung der Höhle zu schaffen. Nach längerer, ziemlich mühseliger Arbeit war es uns in der Tat gelungen, einen Weg durch die Trümmerwand zu bahnen. Dahinter gähnte uns eine tiefe, schwarze Höhle an, aus der uns eine eiskalte, trockene Luft entgegenschlug. Unser eingeborener Führer unternahm es, sich als Erster durch den niedrigen Gang hindurchzuzwängen und den dahinterliegenden Raum zu betreten. Kaum war er jedoch dorthin verschwunden, als wir einen lauten Schrei des Entsetzens vernahmen. Wenige Minuten später kam der Mann mit verstörter Miene, vor Schreck noch am ganzen Leibe fliegend, wieder zu uns zurück. Er hatte da drinnen eine menschliche Gestalt, anscheinend einen Toten am Boden liegend sehen. Wir glaubten nicht recht zu hören. Ein Mensch, dort drinnen in der Höhle, die vielleicht seit Jahrtausenden von der Außenwelt abgeschlossen war? Es war ja nicht denkbar! Aber unser Führer schwor sich hoch und teuer, dass er sich nicht getäuscht hatte. Nun, wir beschlossen, die Sache näher zu untersuchen. Zwei

Herren der Gesellschaft und ich unternahmen es, dies Abenteuer zu bestehen.

Auf Händen und Füßen krochen wir durch den niedrigen Gang und gelangten so in die hintere Höhle. Wir richteten uns auf. Der Schein unserer Laterne erhellte den Raum, und richtig — nur wenige Schritte vor uns — saß am Boden an die Felswand gelehnt, eine menschliche Gestalt. Wir schauerten erst zusammen, traten dann aber beherzt näher und beleuchteten das geheimnisvolle Wesen. Es war — das sahen wir nun — eine Frau, die dort ruhte, und wir sahen weiter, dass wir es mit einer Toten zu tun hatten. Der starre Blick der weit geöffneten, dunklen Augen verriet es sofort. Wie aber kam diese stille Schläferin, aus deren Leib das Leben anscheinend erst wenige Stunden entflohen sein konnte, in diese seit geraumer Zeit verschlossene Höhle?

Das Wunder sollte sich schließlich erklären. Der gelehrte Führer unserer Expedition löste es uns. Die Art der Kleidung und des Schmuckes der Toten, die übrigens auf deren vornehmen Stand schließen ließen sowie die Schriftzeichen auf einem Armreifen gaben die untrügliche Gewissheit, dass die Verstorbene bereits seit anderthalb Jahrtausenden aus dem Leben geschieden war. Wir hatten also einen höchst seltenen Fund gemacht. Die von uns entdeckte Höhle war ein

Seitenstück zu der berühmten Kapuzinergruft bei Palermo und ähnlichen Orten. Der Körper war ein und ein halbes Jahrtausend hindurch völlig unversehrt geblieben. Aber wie war die Tote hierher gekommen? Entweder war sie in dieser Höhle — vielleicht auf der Flucht — von dem Bergrutsch überrascht, vom Schreck getötet worden, oder man hatte — die konservierende Kraft des Gesteins kennend — die in ihrem Heim Verschiedene hier beigesetzt. Wer mochte sich darüber Gewissheit verschaffen?

Ich nahm ein hohes Interesse an unserer Entdeckung. Der Gedanke, einem völlig intakten Menschen gegenüberzustehen, der vor fünfzehnhundert Jahren über die Erde gewandelt war, packte mich mächtig; ich ergriff mein Skizzenbuch und mein Werk gelang mir selten gut. Nach einer Stunde hatte ich auf dem Papier eine Farbenskizze, ein getreues Abbild der schönen Toten, das selbst den ganz unbeschreiblichen, starren und doch so charakteristischen Blick der wunderbaren dunklen Augen so natürlich wiedergab, dass meine Gefährten darüber staunten. Inzwischen hatte sich unser gelehrter Führer des näheren mit der Inschrift auf dem Armreif beschäftigt. Es war ihm gelungen, die Zeichen zu entziffern; sie lauteten: »Ihn gab zum Gedenken

Bana«. Es war offenbar ein Geschenk des Geliebten, der Bana hieß.

Mit der Tatsache bekannt, dass ein solcher konservierter Körper, sobald er an die Luft kommt, zerfällt, verließen wir dann die Höhle und verschlossen sie wieder so dicht wie möglich. Wir setzten unsere Reise fort. In Kalkutta machten wir der Regierung Mitteilung von unserem Funde, aber als nach mehreren Monaten eine wissenschaftliche Expedition nach der Höhle aufbrach, fand sie dort nur noch ein Skelett. Der von uns hergestellte Verschluss war wohl nicht fest genug gewesen, mehrere Steine waren herausgefallen, und eindringendes Raubzeug hatte sein Zerstörungswerk an dem schönen Leib der Toten nur allzu gut verrichtet. Bloß die goldenen Schmucksachen waren erhalten und wurden als einziges Überbleibsel des seltsamen Fundes ins Museum nach Kalkutta gebracht.

Ich musste freilich noch oftmals an unser Abenteuer denken, und meine Phantasie beschäftigte sich viel mit dem rätselhaften Schicksal der schönen Toten. Ich hatte nach meiner Skizze später in Paris ein lebensgroßes Bild gemalt, das höchstes Aufsehen erregte und schließlich von einem Kunstfreund angekauft wurde, der es der Gemäldegalerie seines Pariser Hotels einverleibte. —

Mehrere Jahre nach diesem Vorkommnis saß ich eines Abends in der Oper; es wurde dort zum ersten Male das Werk eines jungen Komponisten gegeben, der in Mode kam. Schon den ganzen Abend war mir in einer der gegenüberliegenden Logen eine Dame aufgefallen, die sich dort in Begleitung eines Herrn aufhielt. Beide hatten ein fremdländisches Aussehen, etwas gelben Teint, und namentlich das Antlitz der dunkelhäutigen schönen jungen Dame übte einen sonderbaren, faszinierenden Eindruck auf mich aus, so dass ich sie auch während des Spieles aufmerksam mit meinem Glase betrachtete. Da, während einer aufregenden Szene auf der Bühne, die die Unbekannte mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, sah ich plötzlich in ihrem Gesicht, in ihren Augen einen Ausdruck, der mich bis ins innerste Mark durchrieseln ließ. Diesen unbeschreiblich starren, entsetzten Ausdruck hatte ich doch schon einmal gesehen — das waren die Augen der Toten in der Höhle der Arawaliberge!

Seit diesem Augenblick kamen mir jene Augen nicht mehr aus dem Sinn und ließen eine seltsame Gedankenkette in mir entstehen, auf die ich wohl besonders durch meine Beschäftigung mit okkultistischen Schriften gebracht worden war. Ich war nämlich halber Anhänger der

Seelenwanderungstheorie geworden. Warum, so fragte ich mich nun, sollte es nicht möglich sein, dass die Dame in der Oper, die Seele meiner alten Inderin in sich trägt? Die Augen sind der untrügliche Spiegel der Seele, und mir schien es festzustehen, dass diese zwei seltsam gleichen Blicke, die ich gesehen, nur das Spiegelbild ein und derselben Seele sein konnten.

Von meiner fixen Idee getrieben, stellte ich Nachforschungen über die Person meiner Unbekannten an, und ihr Ergebnis schien meine abenteuerliche Vermutung seltsamerweise noch zu bestärken. Sie war die Frau eines Attachés an der britischen Botschaft, die er aus Indien, wo er mehrere Jahre in Diensten gestanden, mitgebracht hatte. Sie sollte mütterlicherseits von einem uralten eingeborenen Fürstengeschlecht abstammen. Dieses wunderbare Spiel des Zufalls — oder war es vielleicht kein solcher? — trieb mich immer tiefer in meine Gedanken hinein und drängte mich schließlich dazu, eine Probe zu machen, die meine Vermutung vielleicht bestätigen konnte. Ich sagte mir, dass einer Seele auf ihrer Wanderung auch in einem neuen Leibe gewisse Erinnerungen an bedeutsame Momente ihres früheren Lebens wohl bewahrt bleiben müssten. Ein solches wichtigstes Moment im Seelenleben einer Frau ist aber unzweifelhaft die Liebe; also schloss ich, müsste die

Seele meiner Unbekannten vielleicht darauf reagieren, wenn ich ihr durch ein geeignetes Wort die Erinnerung an den Geliebten in jenem früheren Dasein wachriefe.

Es gelang meinem eifrigen Bemühen, mein Vorhaben auszuführen. Ich wusste mir Zutritt zu einem Maskenfest zu verschaffen, das von dem Attaché und seiner Gattin besucht wurde. Ich wählte das Kostüm eines indischen Prinzen und benutzte eine günstige Gelegenheit, die Dame in einem abseits gelegenen Wintergarten zu überraschen. Während sie hier, in einem Sessel ruhend, der fernen Musik lauschte, trat ich plötzlich auf sie zu und fragte sie dreimal mit geheimnisvoller Stimme und eindringlicher Gebärde: »Denkst du an *Bana*?«

Sie sah mich beim dritten Male erstaunt an, und fuhr sich, wie jemand, dem ganz fern und ungewiss eine dunkle Erinnerung aufdämmert, langsam mit der Hand über die Stirn. Ich war von dieser kaum erhofften Bestätigung einer abenteuerlichen Vermutung so aufgeregt, dass mir das Herz bis in den Hals hinauf schlug. Endlich fasste ich mich und wollte eine weitere Frage an sie tun, als plötzlich ein lauter Trupp aus der Gesellschaft hereinbrach und sich ihrer bemächtigte.

Es war nur natürlich, dass ich mich nach diesem unleugbaren Erfolge immer unwiderstehlicher dazu

getrieben fühlte, das Rätsel ganz zu lösen. Ich hatte inzwischen im Hause des Attachés Zutritt gefunden und war so oft in der Nähe des Gegenstandes meiner geheimen Gedanken. Doch vermied ich es selbstverständlich, der Dame von meiner Idee auch nur die leiseste Andeutung zu machen. Es war in jener Zeit Mode, sich in der vornehmen Welt mit spiritistischen Künsten zu beschäftigen. Darauf baute ich meinen Plan, der von der Erwägung geleitet war, dass es den stärksten Eindruck auf die Seele machen müsse, plötzlich die körperliche Hülle vor sich zu sehen, in der sie selber einstmals gelebt hatte. Ich wusste also eine Sitzung zu veranstalten, in der ich versprach, einen Geist erscheinen zu lassen. Im Stillen hatte ich alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um mein Vorhaben mit größter Wirksamkeit auszuführen.

So kam der betreffende Abend heran. Die kleine Gesellschaft, in deren erster Reihe die Gattin des Attachés saß, hatte in einem völlig verdunkelten Raum Platz genommen. Ich wusste durch die üblichen Taschenspielerkünste die Geister klopfen, schreiben, die Anwesenden zupfen und stoßen zu lassen und sorgte so für die geeignete Stimmung, den Geist einer indischen Fürstin erscheinen zu lassen.

Eine geheimnisvolle, verborgene Musik ertönte leise; schwere aromatische Dämpfe aus

Räucherpfannen, die ich hinter dem Vorhang im Nebenzimmer aufgestellt hatte, übten eine narkotisierende, die Sinne umnebelnde Wirkung auf die Zuschauer aus. Dann teilte sich langsam der Vorhang. Die Gesellschaft, die schon jetzt von einem leisen Schauer überschlichen wurde, sah in einen von einem magischen Schein nur matt erhellten Raum, der von aufwallenden, violett gefärbten Rauchwolken durchzogen wurde. Doch plötzlich verteilte sich der Nebel und aus der Dämmerung tauchte vor den Blicken, immer lebhaftere Farben gewinnend, eine weibliche Figur in altertümlicher, orientalischer Tracht auf, die halb liegend sich an eine Felswand lehnte und ihre dunklen, geheimnisvollen Augen mit einem unbeschreiblich starren, halb entsetzten Ausdruck auf die Zuschauer richtete. Es war mein Gemälde der Toten aus der Arawalihöhle, das ich von dem Besitzer entliehen hatte und von dem ich durch eine Spiegelvorrichtung der Gesellschaft ein Abbild vorführte. Diese starrte atemlos, mit banger Spannung auf die geisterhafte Erscheinung. Unverwandt richtete ich meine Blicke in höchster Erwartung auf die erste Stuhlreihe, da — plötzlich ein halblauter Schrei und ein dumpfer Fall: die Gattin des Attachés war ohnmächtig zusammengesunken.

Unsere Sitzung wurde natürlich mit diesem unvorhergesehenen Zwischenfall aufgehoben. In fieberhafter Erregung irrte ich die halbe Nacht auf den Straßen umher. Es konnte kein Zweifel mehr sein. Meine Vermutung war richtig: Ich hatte die Seele der Inderin gefunden! Die Macht der Erinnerung, die sie beim Anblick ihres einstmaligen Körpers überkam, hatte sie überwältigt. Nun galt es, den einmal angesetzten Hebel der Erinnerung in richtiger Weise weiter zu gebrauchen, um vielleicht nie geahnte Entdeckungen zu machen. Kaum konnte ich den nächsten Vormittag erwarten, an dem ich zu der Wohnung des Attachés eilte, um mich nach dem Befinden der Hausfrau zu erkundigen. In der Portiersloge, wo ich meine Karte abgab, erfuhr ich, dass die junge Frau schwer an einem Nervenfieber erkrankt sei und ohne Besinnung liege. Am dritten Tage war sie verschieden. An der Schwelle des großen Geheimnisses, dicht vor der Enträtselung, hatte mir der Tod mit höhnischem Grinsen also die Pforte zugeschlagen.« — So erzählte der alte Maler und verließ mich bald darauf.

Die seltsame Geschichte, die er mir berichtet hatte, ging mir aber nicht mehr aus dem Kopf. Am andern Tage eilte ich zum Archiv der Universität und ließ mir die alten Jahrgänge der Pariser Tageszeitungen der in

Betracht kommenden Jahre vorlegen und durchstöberte sie gewissenhaft. Und richtig, in den Nummern vom 23. Februar des Jahres 1877 fand ich übereinstimmend die Notiz über einen sensationellen Vorfall in der Gesellschaft. Es hieß da, die junge, blendend schöne Frau des Attachés an der britischen Botschaft sei während einer Geisterbeschwörung in einer spiritistischen Sitzung *en petit comité*¹ von einem Herzschlag betroffen worden und nach drei Tagen gestorben. Während dieser Zeit habe sie im Delirium das niemandem verständliche Wort ›Bana‹ beständig gesprochen.

In späterer Zeit bin ich selber nach Indien gekommen. Als ich in Kalkutta war, versäumte ich nicht, einen Gang in das indische Nationalmuseum zu machen. Und ich fand in der Tat in einem der Säle einen Schrank mit einigen Goldschmuckgeräten, darunter einen altertümlichen, mit Schriftzügen bedeckten Armreifen, wie ich aus dem Katalog ersah, die Beigabe eines Skelettfundes, den man in einer Berghöhle gemacht habe. Die Lettern auf dem Armreif sollten, nach Angabe des Katalogs, den Sinn haben: »Ihn gab zum Gedenken Bana«.

Da lief es mir fröstelnd über den Rücken. Still verließ ich den Saal.

Endnote

¹ französisch: »im kleinen Kreise«